

# Marxistische Dialektik im 20. Jahrhundert

## 3. Teil: Die Gründung eines Instituts für Sozialforschung

### 1 Was bisher geschah

In der ersten Folge unserer Reihe hatten wir erfahren, wie Genosse Lenin das Scheitern der Arbeiterbewegung zu Beginn des ersten Weltkriegs unter anderem auch darauf zurückführte, daß das Verhältnis des Marxismus zur Hegelschen Dialektik falsch oder unzureichend interpretiert worden war. Doch erst nach dem Weltkrieg hatte dann — und das wurde in Teil 2 dargestellt — Georg Lukács in *Geschichte und Klassenbewußtsein* den Versuch unternommen, den Zusammenhang zwischen der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie und der Hegelschen Dialektik zu erforschen. Hier wurde die Dialektik als Möglichkeit offeriert, über die Beschränkungen des bürgerlichen Wissenschaftsbetriebes hinauszukommen. Was bei Lukács jedoch nur Programm gewesen war, sollte in der Folge praktisch umgesetzt werden. Mit der Gründung eines Instituts für Sozialforschung sollte die Idee einer dialektischen Alternative zur bürgerlichen Sozialforschung ein materielles Fundament bekommen.

### 2 Die Gründung eines Instituts für Sozialforschung

Im siegreichen Sowjetrußland konnte ein solches Projekt zunächst verhältnismäßig einfach realisiert werden. Sehr schnell nach Beendigung des Bürgerkrieges wurde in Moskau das Marx-Engels-Institut eingerichtet. Großartig ausgestattet und von David Rjasanow, einem hervorragenden Kenner der Geschichte der Arbeiterbewegung geleitet, bildete das Marx-Engels-Institut in den zwanziger Jahren das Zentrum für die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung und des Marxismus. Die gesamte Marxforschung des sogenannten „realen“ Sozialismus zehrte bis zu dessen unrühmlichem Ende von der Arbeit, die Rjasanow bis zu seiner Liquidierung durch Stalin organisierte.

Was in Sowjetrußland nach der siegreichen Revolution ohne weiteres möglich war, die Gründung eines wissenschaftlichen Instituts zur Erforschung und Weiterentwicklung der Marxschen Theorie, gestaltete sich im Deutschen Reich um einiges schwieriger. Doch auch hier gab es Bestrebungen unter kommunistischen oder zumindest der kommunistischen Partei nahestehenden Intellektuellen, ein derartiges Institut zu gründen. Allerdings war hier nicht auf staatliche Gelder zu hoffen. Nur Dank der Verkettung einiger glücklicher Umstände wurde es möglich, ein deutsches Pendant zum Moskauer Marx-Engels-Institut zu gründen.

Dafür, daß der Marxismus im Deutschen Reich zu einer eigenen Forschungseinrichtung kommen sollte, bedurfte es schon eines kleinen Wunders. Dieses Wunder ereignete sich mit dem Ausbruch der Novemberrevolution. Damals meldete sich der korporierte Student und Millionenerbe Felix Weil, zusammen mit seinem Leibfuchs, beim Frankfurter Arbeiter- und Soldatenrat. Bewaffnet hilft er mit, ein Maschinengewehrdepot zu stürmen und wird dann, noch nicht einmal zwanzigjährig, zum Kommandanten der polizeilichen Streifenwagen ernannt. In dieser Funktion schlägt er sein Domizil im Frankfurter Polizeipräsidium auf, wo er in einer schlaflosen Nacht ein für sein weiteres Leben einschneidendes Erlebnis hat. Von einem Arbeiterwehrmann leiht er sich dessen SPD-Parteibuch aus und liest das darin abgedruckte Erfurter Programm der Sozialdemokratie. In seinen Lebenserinnerungen schrieb er später über diese Nacht:

„Am Morgen war ich mir darüber klar geworden, daß ich aus der Art geschlagen war. Ich, nur 20 Jahre alt, war zwar der Haupterbe eines sehr reichen kranken Mannes und als solcher auch Mitinhaber einer Firma mit Dutzenden von Filialen in der Welt, die für ein paar Tausend von Familien Arbeitgeber war, aber ich war, ja, ich konnte es kaum glauben, aber ich hatte es gerade entdeckt, ich war ein Sozialist. . . Keine Frage: meine Gefühle waren auf seiten des Sozialismus, und schon seit langem. Ich war mir nur dessen nicht bewußt gewesen.“<sup>1</sup>

Ähnliche Bekehrungserlebnisse waren in dieser Zeit nicht außergewöhnlich — doch bei den meisten sollten sich im Laufe der zwanziger Jahre die Sympathien für die Arbeiterbewegung und den Marxismusebenso schnell wieder verflüchtigen, wie sie entstanden waren. Nicht so bei Felix Weil.

Im Sommersemester 1919 zog er nach Tübingen, weil dort einer der wenigen Professoren lehrte, bei dem man Marxismus studieren konnte: Robert Wilbrandt. Kaum in Schwaben angekommen, gründete Weil eine sozialistische Studentengruppe, befreundete sich mit Clara Zetkin in Stuttgart und reiste als Tübinger Delegierter zur einzigen Tagung der Sozialistischen Studentengruppen Deutschlands nach Jena, wo er Karl Korsch traf. In Tübingen kam er recht schnell in

<sup>1</sup>Felix Weil, *Erinnerungen*, unpubliziertes Manuskript (Stadtarchiv Frankfurt/M., Chroniken, S 5/421), S.243. Zitiert nach: H.R. Eisenbach, „Die Tübinger Studienzeit des Felix Weil“, in: *Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte*, Folge 3, Tübingen 1987, S.185.

Schwierigkeiten, wurde verhaftet und aus Württemberg ausgewiesen. Zurück in Frankfurt promovierte er über *Sozialisierung: Versuch einer begrifflichen Grundlegung nebst einer Kritik der Sozialisierungspläne*, eine Arbeit, die dann von seinem Freund Karl Korsch veröffentlicht wurde.

Die am eigenen Leib erfahrenen Schwierigkeiten, in Deutschland marxistische Studien zu betreiben, waren sicher mit ein Grund dafür, daß in Felix Weil der Plan reifte, ein Institut für marxistische Forschungen zu gründen. Und so bemühte er sich, seinen Vater, einen schwerreichen Getreidegroßhändler dazu zu überreden, der Universität Frankfurt ein derartiges Institut zu stiften. Denn obwohl der Vater Weil ein äußerst konservativer Mann war, gab es doch berechnete Hoffnungen, ihn zu einer solchen Stiftung überreden zu können.

Die Frankfurter Universität war erst 1914 als sogenannte „Stiftungsuniversität“ gegründet worden, d.h., sie wurde unterhalten von Stiftungen der wohlhabenden Frankfurter Bürgerschaft. Hermann Weil, der Vater von Felix, hatte bereits das biologische Institut, die wirtschaftliche Fakultät, die Akademie der Arbeit, die medizinische Fakultät, das Senckenbergische Museum und die naturwissenschaftliche Fakultät großzügig unterstützt. Angesichts dieses wissenschaftlichen Mäzenatentums war es also nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Sohn mit seinem Plan einer Institutsgründung ein offenes Ohr finden würde.

Wichtige Diskussionen über Funktion und organisatorische Gestalt eines solchen Institutes dürften wohl während der „Ersten (und im übrigen letzten) Marxistischen Arbeitswoche“, die über Pfingsten 1923 in Thüringen stattfand, geführt worden sein. An diesem von Weil finanzierten Treffen nahmen unter anderen auch Georg Lukács und Karl Korsch teil. Beide waren, wie die meisten Teilnehmer der Diskussionen, Mitglied der kommunistischen Partei und hatte gerade die beiden wichtigsten philosophischen Werke der Weimarer Republik veröffentlicht: Lukács' *Geschichte und Klassenbewußtsein* war gerade im von Weil unterstützten Malik-Verlag erschienen, während Korschs *Marxismus und Philosophie* in dem von Carl Grünberg herausgegebenen *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung* publiziert wurde.

Außerdem waren eine ganze Reihe späterer Mitarbeiter des Instituts anwesend: Friedrich Pollock, ein enger Freund des späteren Institutsleiters Max Horkheimer, Julian Gumperz, Richard Sorge und Karl August Wittfogel.

Über das Treffen selbst gibt es nur sehr wenige gesicherte Informationen, doch kann man annehmen, daß auch darüber diskutiert wurde, ob und wie man die neuen philosophischen Auffassungen, die Lukács und Korsch in ihren Werken propagiert hatten, in ein wissenschaftliches Konzept umsetzen könne. Daß das Ganze allerdings von der kommunistischen Partei direkt begrüßt wurde, darf bezweifelt werden — das Mißtrauen der Partei gegenüber den Intellektuellen war schon damals deutlich größer als umgekehrt: „Obgleich fast alle Teilnehmer Mitglieder der KPD waren, handelte es sich doch nicht um eine parteioffizielle Tagung, sondern um das erste Theorie-Seminar des Instituts für Sozialforschung.“<sup>2</sup>

Dieser inoffizielle Charakter der Marxistischen Arbeitswoche ist charakteristisch: Hier kommt schon das spätere zwiespältige Verhältnis des Instituts für Sozialforschung zur Kommunistischen Partei zum Ausdruck. Denn die jungen Intellektuellen, die durch den Weltkrieg ihren Weg zum Kommunismus fanden, sahen sich von Anfang an vor einem Dilemma. Der Zwiespalt, mit dem alle zu kämpfen hatten, war der Graben, der zwischen Parteiloyalität einerseits, intellektueller Redlichkeit andererseits klappt.

In der Revolutionseuphorie unmittelbar nach dem Weltkrieg waren Parteiloyalität und Klugheit noch keine offenen Gegensätze gewesen. Doch mit dem Jahr 1923 und der Konsolidierung der ersten deutschen Republik wurde es zunehmend schwieriger, beides zugleich zu sein: Intelligent und Partei-Kommunist. Wie die einzelnen dann in der Folge mit diesem Widerspruch umgingen, zeigt das Schicksal der an der Marxistischen Arbeitswoche Teilnehmenden ziemlich exemplarisch. Korsch wurde 1926 aus der Partei ausgeschlossen und wandte sich in der Folge der Gruppe Internationaler Kommunisten zu. Lukács hingegen paßte sich bis zur Selbstverleugnung an die Partei an — was ihn letztlich doch nicht vor dem Parteiausschluß schützte. Richard Sorge wurde Agent im Auftrag des Sowjetischen Geheimdienstes — was ihn während des zweiten Weltkrieges dann das Leben kosten sollte, weil die Sowjetunion nicht bereit war, ihn auszutauschen; nach seinem Tod wurde er dann aber als „Held der Sowjetunion“ gefeiert. Gumperz wurde während der fünfziger Jahre zum strammen Antikommunisten, während Wittfogel im hohen Alter noch den Anarchismus entdeckte.

Es ist allerdings unwahrscheinlich, daß sich die Teilnehmer der Ersten Marxistischen Arbeitswoche schon bewußt waren, wie einseitig und unerwidert ihre Liebe zur Kommunistischen Partei war. Noch war die eklatante Intellektuellenfeindschaft der Kommunistischen Partei, die zwei Jahre später dazu führte, daß jemand wie Ernst Thälmann Parteivorsitzender werden konnte, nicht offenkundig. Trotzdem ging die Gründung des Instituts für Sozialforschung nicht von der Partei aus, sondern war eher am Rande geduldet als faktisch unterstützt.

Natürlich spielten bei dieser Distanz zur Partei — die sich in der Folge als Segen für das Institut erweisen sollte — aus der Warte der Gründer hauptsächlich taktische Erwägungen eine Rolle. Man konnte weder Weils konservativem Vater noch der Universität Frankfurt, an die das Institut angeschlossen werden sollte, dieses Projekt als das präsentieren, was es sein sollte: Eine kommunistische Forschungseinrichtung und Kadenschmiede.

Der Skandal war dementsprechend groß, als bereits kurz nach der Eröffnung des Instituts Felix Weil die Gründung einer „Marx-Engels-Verlagsgenossenschaft“ in den Räumen des Instituts ankündigte. Die daraufhin erfolgenden Untersuchungen, die die Universitätsleitung in Gang brachte, offenbarte den engen Zusammenhang des bislang unverfänglich erscheinenden Instituts mit der Kommunistischen Partei. Da allerdings dem damaligen ersten Institutsleiter, Carl Grün-

<sup>2</sup>Michael Buckmiller, „Die 'Marxistische Arbeitswoche' 1923 und die Gründung des 'Instituts für Sozialforschung'“, in: Willem van Reijen und G. Schmid Noerr, *Grand Hotel Abgrund. Eine Photobiographie der Frankfurter Schule*, Hamburg 1988, S.156.

berg, bescheinigt wurde, „reiner Wissenschaftler“ ohne irgendwelche parteipolitischen Leidenschaft zu sein, blieb die Untersuchung konsequenzlos.

Hier erwies sich die sorgfältige Auswahl des Institutsleiters als sehr vorausschauender Zug Felix Weils. Ursprünglich war vorgesehen gewesen, den jungen, linken, aber parteipolitisch neutralen Professor Kurt Albert Gerlach zum Direktor zu bestellen. Als dieser aber kurz vor der Eröffnung des Instituts überraschend starb, versuchte Weil zunächst den renommierten, allerdings wirklich keiner kommunistischen Sympathie verdächtigen Engelsbiographen Gustav Mayer zu gewinnen. Als dieser ablehnte, berief man schließlich den österreichischen Kathedersozialisten Carl Grünberg zum ersten Leiter des Instituts für Sozialforschung. „Marxismus, das war für Grünberg, der stark im Bann der Orthodoxie Kautskys und des Austromarxismus stand, ein in sich geschlossenes ökonomisches System, eine bestimmte Weltanschauung und eine fest umrissene Forschungsmethode.“<sup>3</sup> Mit Grünberg war ein gutes Aushängeschild gefunden worden, hinter dem man die eigentliche Intention des Instituts verbergen konnte.

Leider währte die Direktoratszeit Grünbergs nicht sehr lange: Nach einem Schlaganfall Grünbergs übernahm 1928 Friedrich Pollock kommissarisch die Leitung des Instituts, bis 1931 sein Freund Max Horkheimer als neuer Direktor eingesetzt wurde.

### 3 Max Horkheimer

Daß Max Horkheimer zum Direktor des Instituts für Sozialforschung bestellt wurde, zeigt bereits, wie weit sich das Institut von der Kommunistischen Partei entfernt hatte. „Im landläufigen Sinn wird man Horkheimer nicht als einen politisch aktiven Menschen bezeichnen können. Er war politisch ungebunden und gehörte [...] keiner politischen Partei an.“<sup>4</sup> Wie die meisten anderen Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung war er zwar durch die Erfahrung des Krieges zum Sympathisanten der kommunistischen Sache geworden — einschließlich einer gewissen Loyalität zur Sowjetunion<sup>5</sup>; doch Anfang der dreißiger Jahre war davon nicht mehr viel übrig.

Was in der Gründungszeit des Institutes mehr oder minder taktisch gewesen war, die Betonung der unparteiischen Wissenschaftlichkeit des Instituts, wurde jetzt tatsächlich Programm. Hatte man beim ersten Direktor des Instituts versucht, jemanden zu bestellen, der als neutrales Aushängeschild dienen konnte, während unter der Hand eng mit der Kommunistischen Partei zusammengearbeitet wurde, so waren die führenden Köpfe — insbesondere Weil und Pollock — inzwischen auf Distanz zur KP und der Sowjetunion gegangen.

Das war kein Wunder, wenn man sich die Geschichte der Kommunistischen Partei ansieht: 1925 wurde — ausnahmsweise nicht ganz zu Unrecht — der ultralinke Parteivorstand um Ruth Fischer abgelöst, worauf allerdings der stalinhörige Ernst Thälmann Vorsitzender wurde. In der Folge wurden gnadenlos alle Kritiker des von Moskau diktierten Kurses ausgeschlossen — wobei für die Mitarbeiter des Instituts vor allem der Ausschluß des mit Felix Weil befreundeten Karl Korsch schockierend war.

Weitere Ernüchterung dürfte 1927 erfolgt sein, als Friedrich Pollock auf Einladung von David Rjasanow, dem Leiters des Marx-Engels Instituts, in die Sowjetunion reiste. Die dort gemachten Erfahrungen wurden in einer 1929 publizierten Studie verarbeitet, die die widersprüchliche Haltung des Instituts zur Sowjetunion widerspiegelte. Einerseits wurde die Planwirtschaft ganz klar als die der kapitalistischen Anarchie der Wirtschaft überlegene Form der Produktion angesehen, andererseits wies Pollock auf die praktischen Mängel der Durchführung hin: „Er schilderte die besonders ungünstigen Ausgangsbedingungen, mit denen es die russischen Revolutionäre zu tun hatten, die fortlaufenden großen Schwierigkeiten, die oft groben Fehler, die gemacht wurden, die ständigen Richtungsänderungen und Umorganisationen; um schließlich [...] über die Erarbeitung von Plänen zu berichten, die in absurder Unzulänglichkeit begann und erst allmählich Boden unter die Füße bekam.“<sup>6</sup>

Diese Ambivalenz, auf Grund derer Theorie und Praxis immer weiter auseinanderklafften, wird für das Institut unter Horkheimer bestimmend werden. In der Theorie war man durchaus für Kommunismus, Klassenkampf, Planwirtschaft — der reale Bolschewismus wurde jedoch nicht mehr als die der Theorie entsprechende Praxis angesehen.

Deutlich brachte dies Horkheimer als designierter Leiter des Instituts für Sozialforschung zum Ausdruck, als er damals in einer Notiz die theoretische Kompetenz der Kommunistischen Partei folgendermaßen charakterisierte:

„Die Prinzipien nehmen nicht durch die Menge des theoretisch verarbeiteten Stoffs eine zeitgemäße Gestalt an, sondern werden undialektisch festgehalten. Die politische Praxis entbehrt daher auch der Ausnutzung aller gegebenen Möglichkeiten zur Verstärkung der politischen Positionen und erschöpft sich vielfach in erfolglosen Befehlen und moralischer Zurechtweisung der Ungehorsamen und Treulosen. [...] Die Treue an

<sup>3</sup>Maimon Maór, Max Horkheimer, Berlin 1981, S.27.

<sup>4</sup>Maimon Maór, Max Horkheimer, Berlin 1981, S.45.

<sup>5</sup>Recht bezeichnend ist seine Reaktion auf die Erfahrungen der Bekannten Germaine Krull, die nach dem Sturz der Münchner Räterepublik in die Sowjetunion flüchtete und dort absurderweise als Spionin und Konterrevolutionärin verhaftet wurde. In einem Brief an Horkheimer schreibt sie nach ihren deprimierenden Erfahrungen in der realen Sowjetunion des Jahres 1921: „Heute weiß ich, daß es ein Unglück für die Welt und vor allem die arbeitende Klasse wäre, wenn der Bolschewismus im Westen käme.“ Dies wurde von Horkheimer damals noch folgendermaßen kommentiert: „Es gibt prinzipielle Gründe gegen die soziale Revolution, die ich achte; aber das "durch Erfahrung klug werden" — u. sei es durch die Erfahrung des leiblichen Todes! — das aus diesem Brief wie Moder riecht, habe ich immer gehaßt.“ (Max Horkheimer, *Gesammelte Schriften*, Bd.15: „Briefwechsel 1913-1936“, S.80ff)

<sup>6</sup>Rolf Wiggershaus, *Die Frankfurter Schule*, München 1993, S.77.

der materialistischen Lehre droht zum geist- und inhaltlosen Buchstaben- und Personenkult zu werden. [...] In der Überzeugung, die ganze Wahrheit für sich zu haben, nehmen sie es mit den einzelnen Wahrheiten nicht so genau und bringen ihre besserwissenden Gegner mit moralischer, notfalls auch mit physischer Gewalt zur Räson.“<sup>7</sup>

Diese Einschätzung der Kommunistischen Partei muß man zugrunde legen, wenn man über die theoretische Programmatik reden will, die Horkheimer entwarf, als er dann 1931 die Leitung des Instituts übernahm. Es ist diese Frontstellung zum Dogmatismus der KP, der die Horkheimersehe Auffassung von Dialektik ihre spezifische Ausprägung verdankt.

Gegen den Unwillen der Kommunistischen Partei, bestimmte Tendenzen der gesellschaftlichen Realität überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, weil man die geballte Macht der Geschichte im Rücken habe, propagierte Horkheimer in der Frühphase des Instituts die empirische Erforschung der konkreten gesellschaftlichen Prozesse. Der Fehler der Kommunisten, zugunsten der einen großen Wahrheit einzelne Tatsachen zu vernachlässigen, sollte nicht wiederholt werden.

Die in der Komintern inzwischen vorherrschende Praxis, die Marxsche Theorie als abgeschlossene Lehre zu betrachten, die nur auf die gesellschaftliche Realität „angewandt“ werden muß, verfiel für Horkheimer dem Verdikt des metaphysischen Dogmatismus. Einen großen Teil der Rede, die Horkheimer hielt, als er die Leitung des Instituts übernahm, widmete er der Kritik der bürgerlichen Sozialphilosophie, die über die Gesellschaft anhand abstrakter Begrifflichkeiten urteilt, die nicht empirischer Forschung, sondern einem Denken über Gesellschaft im Allgemeinen entspringe. Was Horkheimer in dieser Rede am Beispiel bürgerlicher Sozialphilosophen ausführte, galt jedoch mutatis mutandis auch für die Handhabung des Marxismus, wie sie in der Sowjetunion mehr und mehr zum Standard wurde.

Diese Kritik ist allerdings nicht so zu verstehen, daß Horkheimer einen bloßen Empirismus gepredigt hätte. Trotz aller Begeisterung für die empirische Sozialforschung - die zumindest in Deutschland noch in den Kinderschuhen steckte, mit hin im akademischen Betrieb schon an sich subversiven Charakter hatte - war Horkheimer nicht so naiv zu glauben, man könne eine progressive Theorie der Gesellschaft auf rein empirischem Wege hervorbringen. Die empirische Sozialforschung sollte eine Art Hilfswissenschaft zu einem höheren Zweck sein. Horkheimer kam es, wie er in seiner Antrittsrede betonte, darauf an, „einen großen empirischen Forschungsapparat in den Dienst sozialphilosophischer Probleme zu stellen.“<sup>8</sup>

Horkheimer wollte mit seinem Plädoyer für breit angelegte empirische Forschung keineswegs hinter Lukács Forderung, man müsse die einzelwissenschaftliche Zersplitterung des bürgerlichen Forschungsbetriebes überwinden, zurückfallen. Allerdings war Horkheimers „Lösung“ des Problems eine andere als bei Lukács, auch wenn wenn sich die Programmatik eng an Lukács anlehnt. Horkheimer will, ebenso wie Lukács, mit Hilfe der Dialektik zu einem Begriff der gesellschaftlichen Totalität kommen, der die bürgerliche Beschränkung der gesellschaftswissenschaftlichen Theoriebildung überwinden soll. Ihm geht es darum, die einzelnen empirischen Forschungsergebnisse zu einer Art Totalität zusammenzufassen. Und damit sind wir, nach dieser langen historischen Abschweifung, beim eigentlichen Thema, nämlich dem Totalitätsbegriff und der Dialektik.

### 3.1 Kritik der Metaphysik

Liest man Horkheimers programmatische Rede, die er bei der Übernahme des Instituts 1931 hielt, könnte man zunächst der Meinung sein, daß der Horkheimersche Theorieansatz nichts anderes sei als eine Konkretisierung des bei Lukács in seiner realen Ausprägung reichlich obskur gebliebenen Totalitätsbegriffs. Tatsächlich aber ist nichts falscher als diese Annahme. Die Horkheimer vorschwebende, angeblich „dialektische“ Synthese wissenschaftlicher Einzelergebnisse muß ganz entschieden von dem Totalitätsbegriff, wie er von Lukács in Anlehnung an Hegel formuliert wurde, abgegrenzt werden.

Horkheimer ist allerdings keineswegs so naiv, daß er glaubt, man müsse nur die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zusammenzufassen, um zu einer umfassenden Gesamtheorie zu kommen. Er formuliert ausdrücklich:

„Nicht dadurch wird die chaotische Spezialisierung überwunden, daß man schlechte Synthesen spezialistischer Forschungsergebnisse unternimmt, und nicht dadurch kommt andererseits unbefangene Empirie zustande, daß versucht wird, das theoretische Element darin auf nichts zu reduzieren: sondern indem die Philosophie als aufs Allgemeine, "Wesentliche" gerichtete theoretische Intention den besonderen Forschungen beseelende Impulse zu geben vermag und zugleich weltoffen genug ist, um sich selbst von dem Fortgang der konkreten Studien beeindrucken und verändern zu lassen.“<sup>9</sup>

Die Intention Horkheimers scheint also mit der Intention von Lukács übereinzustimmen: Die Zersplitterung, die den als „bürgerlich“ apostrophierten Wissenschaftsbetrieb kennzeichnet, soll mit Hilfe der nun materialistisch gewendeten Dialektik Hegels überwunden werden. Doch die Übereinstimmung ist nur eine des Anspruchs, keineswegs der Durchführung.

<sup>7</sup>Max Horkheimer, „Die Ohnmacht der deutschen Arbeiterklasse“, in: *Notizen. 1950 bis 1969 und Dämmerung. Notizen in Deutschland*, Frankfurt 1974, S.283.

<sup>8</sup>Max Horkheimer, „Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung“, in: *Gesammelte Schriften*, Bd.3, S.30.

<sup>9</sup>Ebd., S.29.

Sehen wir uns deshalb Horkheimers Konzeption etwas genauer an: Er geht ganz zurecht davon aus, daß keine vernünftige empirische Forschung aus dem Nichts heraus stattfinden kann. Vielmehr muß die empirische Analyse dadurch überhaupt erst in Gang gebracht werden, daß ein allgemeines Forschungsziel vor Augen steht, zu dessen Zweck die empirische Untersuchung angestrengt wird. Allerdings darf diese allgemeine Theorie nicht schon von vornherein ein Ergebnis sein, das durch die empirische Forschung verifiziert oder falsifiziert wird: Vielmehr soll die empirische Forschung selbst wiederum die Fragestellung verändern, die dann wieder neue empirische Forschung notwendig macht, die wieder die allgemeine Fragestellung verändert und so weiter und so fort. . .

Horkheimer meint selbst zu dieser Konzeption eines offenen Forschungsprozesses: „Auf solche Weise kommen keine Antworten wie Ja und Nein auf die philosophischen Fragen zustande, sondern diese selbst werden dialektisch einbezogen in den empirisch wissenschaftlichen Prozeß, das heißt, die Antwort auf sie liegt in dem Fortschritt der fachlichen Erkenntnis, von dem ihre Gestalt selbst mitbetroffen wird.“<sup>10</sup>

Doch aller Rede von Dialektik zum Trotz: Was Horkheimer hier beschreibt ist nichts anderes als eine bloße Wechselwirkung zwischen allgemeiner Fragestellung auf der einen und empirischer Forschung auf der anderen Seite. Dies mag ein mehr oder minder annehmbares Forschungsprogramm für eine Institution wie das Institut für Sozialforschung sein, mit der Idee einer konkreten Totalität — wie wir sie bei Hegel oder bei Lukács finden — hat dies herzlich wenig zu tun.

Worin genau das Dilemma dieses Ansatzes besteht und warum Horkheimers gegenseitige Befruchtung allgemeiner Theorie und empirischer Forschung mit Dialektik nichts zu tun hat, wird Gegenstand des nächsten Teils sein.

---

<sup>10</sup>Ebd., S.30.